

Presse

Ausgabe: 08.04.2003

Autor: Alexandra Pinte

Eindrücke aus Borsa

Alptraum zwischen den Schlossmauern

Eine rumänische Journalistin hat sich in der psychiatrischen Klinik in Borsa umgesehen. Ihre Eindrücke eines „Alptraumes zwischen Schlossmauern“ stellt sie „aktuell“ zur Verfügung. Die Bilder für diesen Beitrag hat Peter Dammann fotografiert.

Vorwort

An einem der vergangenen Vormittage kam ich in Borsa an. Es war der Beginn eines sonnigen Tages mit leichtem Windhauch. Neben dem Rathaus steht die ehemalige Residenz des Barons Banffy, ein Schloss, das durch seine Dimensionen noch an die glorreichen Zeiten erinnert. Ein mattes Gebäude mit abgefallenem Putz, von Rundbeeten mit erblassten Blumen und Bäumen, die auf den Herbst warten. Seit 45 Jahren ist hier der Ort, wo Menschen mit verirrtem Geist ihre Existenz führen – das Krankenhaus für chronisch-psychisch Kranke Borsa. Es ist der Ort für Menschen, die ihre Sinne in einer nur von ihnen bekannten Welt verloren haben und selten nüchterne Augenblicke erleben. 215 Menschen. Es sind Menschen wie wir, die aber von der Krankheit nicht verschont, sondern zur Isolation verdammt wurden. Das wäre reichlich genug, aber ihre gequälten Seelen begegnen täglich der Gleichgültigkeit ihrer Mitmenschen, der Menschen, die verstehen könnten, dass die Krankheit nicht auswählt und keinen Abstand vom Alter, Geschlecht, Religion oder Bankkonto hält. Sie kommt unerwartet und wirft dich in den dunklen Abgrund, so dass du nicht mehr weißt, wer du bist oder wer du warst, woher du kommst oder wohin du gehst. Meine Schritte führten mich zu dem Ort, wo die Kranken ihr alltägliches Leben verbringen. Ich empfand Emotionen, die sich auch mit widersprüchlichen Gefühlen mischten. Die Neugier, aber auch der Wunsch, ihre Probleme, Nöte und Kummer kennen zu lernen, haben mich auf dem ganzen „Weg“ begleitet. Schließlich verwandelten sich all meine Sinne in eine unendliche Leere, in eine „Enge“ der Gefühle – Bedauern und Gewissensbisse.

Bau 1

Das Hauptgebäude befindet sich im Schloss. Um zu den Räumlichkeiten zu gelangen, muss man erst den Hof durchqueren, ein Hof mit viel Grün, gemähtem Gras und einige Herbstblumen. Die Kranken liegen entweder im Gras oder ruhen auf einer der wenigen Bänke.... Blicke, einige verloren, andere nüchtern, aber alle traurig, mit versteckten Gedanken... vielleicht Bedauern. Und sehr viel Neugierde. Jemand ist in ihr Universum eingedrungen und hat ihnen die Ruhe gestört. Einige nähern sich schüchtern und fragend. Sie werden von Dr. Elisabeta Túrós mit viel Geduld und sanfter Stimme entfernt. „Hier haben alle etwas zu sagen, alle haben Probleme und wünschen, dass du sie kennst und löst. Das einzige, das man nicht vergessen darf, ist Sanftmut in Sprache und Gesten, weil alle sehr empfindlich sind und alles, was sie



Becclean

Verein
zur
Unterstützung
psychisch
Kranker
in
Rumänien

stört, macht sie aggressiv.“ Auf der Veranda, ein Pfleger und ein Patient. Der Letztere hatte ein Messer bei sich, in der Anstalt nicht erlaubt. „Zum Holzschnitzen“, hört man die Begründung. „Du wirst in der Werkstatt schnitzen“, erklärt ihm Anisoara Bochis, die Pflegeleiterin. Ich versuche, mir die Werkstatt, wo diese Menschen ihre freie Zeit verbringen, und die Schlafräume vorzustellen.

Ich erwache aber schnell zur Realität. Zuerst spüre ich den Geruch eines ekelhaften Gemisches, das vom nassen Boden oder sogar auch von den mit Schimmel bedeckten Wänden verstärkt wurde. Drei Türen und eine Treppe, die zu den „Schlafzimmern der Frauen“ führt, erklären mir die Begleiterinnen. Ich möchte überall hingehen und alles sehen, weil ich im Augenblick den Eindruck habe, dass ich herumirre und nicht am richtigen Ort bin. Eine Anrichte mit verrosteten Beinen steht in einer Ecke des Raumes. Einige Stühle, geworfen unter die Treppe. An der Wand, ein alter geschnitzter Bücherschrank, dem man den Wert noch ansehen kann. „Er gehörte dem Baron und verblieb hier“, erzählt Frau Doktor, während sie die Tür zum ersten Schlafzimmer öffnet. An den Wänden, die schon lange den Pinsel des Malers nicht mehr gesehen haben, stehen Betten und ein Haufen von verwaschener Bettwäsche. Ein kalter Steinboden. Fenster, durch die man nicht mehr hinausblicken kann. Eine Tür, deren Farbe abgesprungen ist, führt zum nächsten Schlafzimmer.

Dort liegen ein paar Kranke in ihren Betten. Das Licht dringt kaum durch das Glasloch, und der schwere Geruch umhüllt meine Nase. Ich versuche, vorwärts zu kommen, um den Ausgang zu suchen, und in mir macht sich ein Gefühl Platz, das schwer in Worte auszudrücken ist.

„Das erste Mal als ich hierher kam, bin ich fast ohnmächtig geworden, als ich die Bedingungen gesehen habe. Aber jetzt habe ich mich daran gewöhnt und tue alles Mögliche, um diesen Menschen zu helfen. Wir haben wenig Personal. Ich und Direktor Radu Ilea, also zwei Ärzte, neun Mittelkräfte und 46 Pflegehelfer; und das für mehr als 200 Kranke“, ergänzt Elisabeta Túrós, während wir zum „geschlossenen Raum“ schreiten.

Es ist der Ort, wo Patienten eingeschlossen werden, die Probleme machen. Es sind solche, die jedes Mal, wenn sich die Möglichkeit ergibt, weglaufen – ein alltägliches Thema. Wöchentlich gibt es mindestens einen Kranken, der wegläuft, sei es auch nur für einige Stunden, um zu Hause, bei den geliebten Menschen zu sein.

Aber die meisten von ihnen wurden von den „geliebten Menschen“ hierher gebracht und vergessen. Müssen sie deswegen in einen Raum mit Gittern eingesperrt werden, in einen Raum, wo sehr oft untereinander Konflikte entstehen? Und alles spricht von Entbehrung, das Fehlen einer Zigarette, das Fehlen eines sanften Blickes. Manche Patienten haben eine Rente, manche haben Geld und Hilfe von den Verwandten und andere haben keine Einkommensquellen. Die wenigen Pfleger können nicht gleichzeitig überall sein. Deswegen kommen oft Schlägereien zustande.

„Die meisten unserer Patienten sind schizophran, eine unheilbare Krankheit, die jeden überfallen kann. Der Rest der Kranken hat Alkoholprobleme oder ist oligophran. Die meisten von ihnen wurden von ihren Verwandten hierher gebracht und vergessen. Die Eltern haben die Kinder gebracht, die Kinder ihre Eltern, und keiner hat mehr zurückgeblickt.“ Die Patientinnen. Frauen mittleren Alters oder Seniorinnen. Sie



Beclean

Verein
zur
Unterstützung
psychisch
Kranker
in
Rumänien

bewegen sich auf dem Flur, sitzen auf der aus Sicherheitsgründen umzäunten Terrasse. „Einige Patienten habe durch Kopfsturz Selbstmord begangen“, erklärt die Ärztin bei meinem Blick auf die Gitter. Menschen, die irgendwann „jemand“ waren. Jetzt verbringen sie ihre Zeit umherirrend, schlafend auf den schmierigen Matratzen, eine Zigarette rauchend oder in Erwartung eines bekannten Menschen, der ihm das Hiersein erleichtert. Die oberen Schlafzimmer. Eines mit Etagenbetten, die anderen gewöhnlich, wie auch die unteren. Alle sind schmutzig, mit zusammengedrängten Betten, „Wachort“ zweier Kranken auf einem für eine Person ausreichenden Platz. Verschimmelte Wände. In der Ecke ein Bad mit zwei schmutzigen Toiletten und eine mit kaltem Wasser gefüllte Badewanne. Eine tropfende Dusche, rostiges Wasser. Eine mit schmutzigen Fetzen bedeckte Frau zeigt mir ihr Bein. „Die Bedingungen hier sind mehr als prekär. Wir haben nur ein Bad für Frauen und eine Dusche für 126 Männer. Die Patienten baden einmal die Woche, und auch dann kann es sein, dass wir kein Wasser haben. Deswegen leiden diese Menschen neben ihrer psychischen auch an zugezogenen Krankheiten, Hautprobleme die ihr Leid verstärken.“ Ich habe Übel- und Schwindelgefühl und beschleunige meinen Schritt in Richtung Ausgang. Auf der Treppe, ein pummeliges Mädchen mit einer leeren Dose in der Hand. Ein verlorener Blick und ein bitteres Lächeln.

„Kosovo und... die Anlagen“

Im vergangenen Jahr hat ein Brand die Küche zerstört. Seither, das heißt seit acht Monaten wird das Essen in einem Zelt auf Feldöfen zubereitet. Ein großes grünes Zelt, das von den Patienten als „Kosovo“ bezeichnet wird. „Der Humor ist ihr einziger Überlebensweg“, ergänzt die Ärztin. Der Humor und ... die Zeit, würde ich dazusagen, da es vorläufig Sommer und warm ist. Im Winter aber bei Minustemperaturen für 200 Menschen zu kochen, kann keine Freude sein. „Glücklicherweise haben wir keine Essensprobleme für die Patienten. Wir haben drei Schweine, 350 Schafe, 60 Lämmchen, Pferde“, erzählt uns Valerio Moldovan, seit 30 Jahren Krankenhausadministrator. Er kennt die Verhältnisse, versucht zu sparen, um das Krankenhaus instand zu setzen. Leider hängt nicht alles von ihm ab. Irgendwo in einer Ecke hobelt eine Frau Kohl. „Zu Mittag gibt es Kohlsuppe, Kartoffelmusaka und Konserven, abends Käse und Tomaten“, höre ich die Worte der Köchin. Kein Obst, keine Süßigkeiten. Meine zwei Begleiterinnen, die Ärztin und Pflegeleiterin wollen mich überallhin begleiten. „Bitte schreibt, damit alle Welt weiß, in welchen Bedingungen diese Menschen leben, vielleicht reicht uns jemand eine helfende Hand.“ Und in all der Zeit versuchte ich mich zu überzeugen, dass nichts mehr zu sehen ist, dass es schlimmer nicht mehr sein kann. Und dennoch: die Waschküche. Hierher wird die ganze Schmutzwäsche gebracht. Vier Waschmaschinen stehen hier und keine ist mehr funktionsfähig. „Sie sind vor einiger Zeit kaputt gegangen“, sagt die Pflegerin. „Und trotzdem, womit waschen sie?“, frage ich schüchtern. Sie öffnet den zweiten Raum. Etwas Großes, Verrostetes, ungefähr zwei Meter hoch, macht fürchterlichen Krach, und – schäumt. „Es ist die Waschmaschine“, 30 Jahre alt. Die Arbeit mit ihr? Ein echtes Abenteuer! Sich vor Strom schützen, nicht zu nass werden, das Eisenungeheuer so zu bedienen, dass es nicht kaputtgeht – da sie die einzige Hilfe der Wäscherinnen ist.

3

Der Dushraum. Ein Raum so groß wie die Abstellkammer einer Blockwohnung halb mit Holz gefüllt. Ein starker Motoringeruch. Eine schwache Birne spendet Licht. Unheimlich. Wöchentlich duschen hier über hundert Männer, einer nach dem anderen. Im Flur ziehen sie sich die Kleider aus, gehen unter die Dusche und kehren danach in

die feuchten, verschimmelten Räume zurück. Im Winter ist es kalt, und sie duschen mit lauwarmem Wasser, sogar mit kaltem. Und trotzdem sind sie Menschen wie ich, wie du, wie wir alle.

Anstelle von Schlussfolgerungen

Ich habe alles gesehen, was zu sehen war. Und ich erschrak beim Gedanken, dass manche Menschen ihr ganzes Leben dort verloren haben, schlafend auf alter Bettwäsche, mit dem Blick auf die befleckten, durchlöcherten Wände, mit den Gedanken an Orte die nur sie selber kennen. Ich habe Zeit gebraucht bis ich die Kraft hatte, all das, was ich bei meinem kurzen Besuch sah, zu Papier zu bringen. Bevor ich den Ort verlassen habe, suchte ich fiebernd nach einem Rettungsventil, um die Schande und Schuld, die mich ergriffen hatte, auszulöschen. Und ich dachte, ich hätte es gefunden. Ich bildete mir ein, dass die Menschen dort nichts mehr fühlen und dass sie die Dinge nicht mehr so sehen, wie wir das tun – dass sie ihre eigene Welt haben, aus der sie selten zurückkommen, und dann nur für kurze Augenblicke. Ich versuchte zu glauben, dass sie keinen Schmerz empfinden, kein Hungergefühl haben und nicht frieren, so wie wir das wahrnehmen würden, sollten wir dort leben. Und während ich zum Ausgang ging, fühlte ich mich wohler.

Aber die ganze Ruhe, die ich anscheinend fand, wurde durch einen Moment gestört. Jemand klopfte mir auf die Schulter. Jemand mit einem so traurigen Blick, der mich tief ergriff. „Ruf meine Schwester an... bitte, sag ihr, sie soll mich abholen, ich kann hier nicht mehr aushalten, ich kann nicht mehr aushalten...“

Alexandra Pinte
Bilder: Peter Dammann